

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 5

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Autor und Publikum (II)

Alfred Behrmann

Fast ein Dialog

Nehmen wir an, ein Schriftsteller entschliesst sich, das Verhältnis zwischen Autor und Kritiker zu erörtern. Auch wenn er selbst gelegentlich als Kritiker auftritt, wird seine Neigung, dem berufsmässigen, dem Nichts-als-Kritiker gerecht zu werden, in Grenzen bleiben. Zu gross die Versuchung, Empfindlichkeiten abzureagieren, Unmut loszuwerden. Diese Laus von einem Kritiker! Und überhaupt die Journaille. «Entschuldigen Sie, ich bin von der Presse.» «Dafür gibt es gar keine Entschuldigung.» «Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent» usw.

Um sich zu zügeln, könnte der Schriftsteller beschliessen, einen Dialog zu schreiben. Das zwingt ihn, auch der andern Seite Gewicht zu geben. Denn wenn der Autor den Kritiker kritisch zermalmt, wird die Sache entweder sehr kurz oder sehr langweilig: Mit der Gerechtigkeit schwindet die Spannung. Auch könnte der Schriftsteller die Übung der alten Rhetorik oder der englischen *debating clubs* bedenken, wo das Los entscheidet, wer was vertritt, oder derselbe Redner erst diese, dann jene Position bezieht und verteidigt.

Sich selbst zu misstrauen, den Zweifel zu ehren, ja als eine Art methodischer Praxis in die Arbeit aufzunehmen, erfordert sein Beruf ohnehin. Er fragt sich, ob dasselbe für den Kritiker gilt; was, wenn es so wäre, für beide die gleiche Bereitschaft zum Verstehn des andern erwarten liesse. Die Verschiedenheit der Voraussetzungen bliebe davon unberührt, die sich übrigens, wie das Beispiel der Wissenschaft zeigt, nicht von selbst versteht. Denn der Gelehrte ist immer beides, Autor und Kritiker, in einer Person. Die Kritik als eigenes Institut, ein Stand, der nur urteilt, ohne auch zu produzieren, wäre in der Forschung nicht denkbar.

Hier könnte der Schriftsteller ansetzen: mit der Frage des Autors an seinen Kontrahenten, wie der seine Kompetenz begründe. Der Wissenschaftler als Kritiker wisse, wovon er rede; er forsche ja selbst, und zwar auf

dem Gebiet, dem der Gegenstand seines Urteils entstammt. Worauf der Kritiker erwidern könnte, die schöne Literatur sei keine Wissenschaft. Sie wende sich nicht an Kollegen, sondern an ein Lesepublikum, ein gemischtes, «allgemeines». Und selbst wenn der Autor das Publikum durch seine Schreibart auf die Gebildeten beschränke: Spezialisten, wie in der Wissenschaft, seien auch die nicht. Aufgabe des Kritikers sei es, dies gemischte, mehr oder weniger gebildete Publikum zu repräsentieren.

Er könnte einen Schritt weitergehen und den Autor fragen, wie *der* seine Kompetenz begründe. Denn abgesehen davon, dass der Autor, im Gegensatz etwa zum Komponisten, das Handwerk seiner Kunst an keinem dazu vorgesehenen Ort erlerne: Wie beweise er, dass sein Schreiben keine Privatsache sei, sondern das lesende Publikum betreffe? Das, muss der Autor zugeben, entscheidet in der Tat ein Kritiker: der erste, dem das Werk vor Augen kommt, nämlich der Lektor im Verlag. Glaubt er, es betreffe die Leserschaft nicht, so lehnt er es ab. Nimmt er es an, wird bei Erscheinen des Werkes noch einmal geprüft, ob es die Leserschaft angeht: von den Rezensenten. Die Kritiker insgesamt vertreten dem Autor gegenüber das Publikum, sind dessen Anwalt. In seinem Namen fordern sie Verständlichkeit, Aktualität, Relevanz usw.

Der Schriftsteller wird guttun, an diesem Punkt seinen Dialog behutsam zu führen. Die Feststellung des Autors, der Kritiker sei Partei, und zwar Partei des Publikums gegen den Autor – wird er den Kritiker einwenden lassen –, sei Ausdruck von Voreingenommenheit. Schon dass der Autor Verlagslektor und Rezensenten in einen Topf werfe, um sie gemeinsam der Komplizenschaft gegen den Autor zu verdächtigen, sei unfair. Der Lektor, das sei einzuräumen, müsse darauf sehn, dass der Verlag sich nicht mit Unverkäuflichem belädt, und ein Werk, das keinen Absatz verspricht, zurückweisen, auch wenn es ihm selber gefällt. Sei aber ein Buch erschienen, so prüfe der Kritiker allein seinen Wert, wobei er durchaus als Anwalt des Autors gegenüber dem Publikum auftreten könne.

Den Autor wird diese Behauptung zu allerlei Fragen veranlassen. Zunächst zu der Frage, welche beredten Fürsprecher gegenüber einem verständnislosen Publikum denn *Hölderlin* unter den Kritikern seiner Zeit gefunden habe. Oder welche zeitgenössischen Kritiker *Mallarmé* zu einer öffentlichen Schätzung verholfen hätten, die seinem Rang entspräche oder auch nur der Schätzung *Zolas* entfernt zu vergleichen wäre. Oder ob es wirklich die Kritiker waren, die *T. S. Eliot* oder *James Joyce* zu Anerkennung verholfen hätten, und nicht vielmehr *Ezra Pound*, usw. Sodann zu der Frage, ob den Schwierigkeiten, die das Publikum beim Lesen dieser Autoren habe, von den Kritikern in Tageszeitungen und Wochen- oder Monatsblättern wirksam abgeholfen werde oder nicht eher von gründlichen Philologen.

Nun wäre der Kritiker mit Argumenten zu bedenken, mit Gegenfragen, die den Fragenden entlasten sollen und darauf zielen, den Befragten in Verlegenheit zu bringen. Doch der Schriftsteller ist dieser Rabulistik schon müde. Er zweifelt, ob es sinnvoll sei, das Thema aus der Polemik zu entfalten, ob nicht Konzilianz dafür eintreten sollte. Mein lieber Herr, könnte der Autor zum Kritiker sagen (oder der Kritiker zum Autor), Sie urteilen, ich produziere (oder umgekehrt), gemeinsam nehmen wir teil an dem, was so artig der literarische Prozess genannt wird. Definieren wir unsre Tätigkeiten, fragen wir, wie sie zusammenhängen und ob nicht in ihrem Verhältnis eine Vernunft zu erkennen ist, die uns beiden, wenn vielleicht auch in unterschiedlichen Graden, einleuchtet.

Generös gesteht zum Beispiel der Kritiker, er brauche den Autor als Lieferanten seiner Themen, und sämtliche kritischen Massstäbe kämen zuletzt aus Werken, nicht aus der Kritik, die es ohne Werke nicht gäbe. In einem Anflug von Hochherzigkeit gibt der Autor zu, dass die Kritik eine bedeutende erzieherische Macht sein könne. Man denke an *Lessing*, an *Friedrich Schlegel* und seinen Bruder. (Er versagt sich die Frage nach der Statur der Genannten im Vergleich mit derjenigen heutiger Kritiker. Denn natürlich wäre die Sache auch umzukehren: Wie nehmen sich heutige Autoren aus, verglichen mit den von Lessing und Schlegel erörterten, mit *Klopstock*, mit *Goethe*?)

Beginnen wir beim Nächstliegenden, sagt der Kritiker, bei Ihnen. Sie haben Kollegen, die behaupten, sie machten sich nichts aus Kritik, guter wie schlechter, Rilke las sie nicht einmal. Gehören Sie auch dazu? Der Autor sagt: Ich lese Kritiken meiner Bücher. Mich interessiert aber weniger der einzelne Kritiker, der gute, mässige oder schlechte Noten an mich und meinesgleichen vergibt, als vielmehr das Phänomen der Kritik überhaupt. Ihre Rolle beginnt ja nicht beim publizierten Verdikt, sondern weit früher, wenn der Autor die vermutliche Reaktion der Kritik bei seiner Arbeit im Blick hat. Sie verstehn: die vorausseilende Fügsamkeit. Wie verhält sich das, woran ich arbeite, zu dem, was die Kritik auf die wechselnde Tagesordnung setzt, weil es die Gemüter bewegt, die Erwartungen lenkt? Ich konnte einmal eine Farce von 1687, die ich übersetzt hatte, bei einem Theaterverlag unterbringen, weil gerade die erste Mondlandung im Gespräch war. Natürlich hatte das Stück mit der Landung nichts zu tun. Es genügte, dass sein Titel, *Der Kaiser vom Mond*, den Gedanken an etwas Aktuelles herbeirief. – Die Farce ist niemals gespielt worden.

Ich will sagen, fährt der Autor fort, dass dem Schreibenden, ja dem Planenden, der Erfolg haben will, die Kritik in jedem Augenblick gegenwärtig sein muss: als Instanz, die das Aktuelle verwaltet, die Bedürfnisse und Wünsche des Publikums. Nicht gerade, dass der Kritiker sie als *Forderung* an den Autor heranträgt, aber doch als Suggestion. In diesem Sinne

nannte ich den Kritiker einen Anwalt des Publikums. Das mochte unsachlich klingen, doch so erscheint er, wenn ich versuche, seine Reaktion vorwegzunehmen. Man könnte die Probe aufs Exempel machen. Einer meiner Kollegen schrieb die Rezension, die er von einem bestimmten Kritiker erwartete, selbst, bevor sein Buch noch erschien, um sie später mit dem zu vergleichen, was der Kritiker wirklich schrieb. Die Übereinstimmung war verblüffend, sie ging bis in einzelne Formulierungen. Nun kann ich, sagt der Autor, den Kritiker, der sich gleichsam bei mir eingenistet hat, bei der Arbeit bändigen. Ich mache ihm meinen Kopf streitig – ob zum Besten des Erfolges, steht übrigens dahin. Da aber Kritik für die Arbeit notwendig ist, ersetze ich ihn. Der Ersatz ist ein *mixtum compositum*: etwas von mir, etwas von dem Kritiker, der in den Zeitungen schreibt, sozusagen als Vertreter der Opposition, und etwas von einem Leser, den ich als wünschenswert erfinde, d. h. mit Tugenden wie Intelligenz, Sensibilität und Willigkeit ausstatte.

Auch, fragt der Kritiker, mit Reserve, mit Skepsis? Oder tritt dergleichen hinter der Willigkeit zurück? Verzeihen Sie, fügt er hinzu, ich will nicht provozieren. Aber läge nicht der Gedanke an einen wenig willigen Leser im Interesse des Erfolges näher? Einen, der erst zum willigen Leser gemacht werden muss? Es wäre nur realistisch, das Publikum, ich will nicht sagen widerspenstig, doch leicht ermüdbar zu denken. Auf Willigkeit, wenn Bereitschaft zu geduldigem Studium damit gemeint ist, sollte ein Autor nicht allzusehr zählen.

Wir nähern uns dem Kern der Sache, sagt der Autor. Nehmen wir an, es schriebe jemand etwas wenig Eingängiges, das publiziert würde. Wie verhält sich der Kritiker? Wenn es ihm zusagt, antwortet der Kritiker, wird er bemüht sein, ihm gerecht zu werden. Und andernfalls? lässt der Schriftsteller den Autor mit einigem Nachdruck fragen. Vielleicht, erwidert der Kritiker, ist Zusagen nicht ganz das richtige Wort. Ich meine, wenn sein Sensorium auf den Gegenstand anspricht. Rezensieren kann man nur, was einem zugänglich ist. Es gibt Grenzen der Zugänglichkeit, auch für gute Kritiker.

Ich sehe darin, sagt der Autor, eine heilsame Bescheidung. Sie gestatten die Bemerkung, dass sie offenbar selten ist. *Valéry* und *Eliot*, *Pound* und *Joyce*, *Kafka* und *Celan* geben wenig Anlass zu dem Eindruck, dass viele Kritiker lieber schwiegen, als die Leistungsfähigkeit ihres Sensoriums zu überschätzen. Sie geben alles dran, sagt der Kritiker, worüber sie verfügen – ihr literarisches und sonstiges Wissen, ihre Lebenserfahrung, ihren Scharfblick, ihr Unterscheidungsvermögen, ihr Wertgefühl –, um ihre Reaktion auf die Werke der Genannten und vieler anderer so verbindlich wie möglich zusammenzufassen. Vorauszusetzen bleibt immer, dass ihre Sensibilität nicht einseitig oder abseitig ist, sondern repräsentativ, dass die *Zeit* in ihr zur Sprache kommt. Das grosse Mustern besorgt die Geschichte, die Nachwelt, d. h. die Historiker und literarischen Gelehrten.

Erlauben Sie, sagt der Autor, dass ich konkret werde. Der Kritiker hat vor sich ein Buch, dessen Verständnis ihm Schwierigkeiten macht. Vermutlich empfindet er ein solches Buch als Zumutung. Schon deshalb, weil ihn die Besprechung, wenn sie gewissenhaft ausfallen soll, mehr Zeit kostet als bei weniger schwierigen Büchern. Dürfte der Gedanke da fern sein: Wenn *ich* das Zeug nicht verstehe oder nur mit Mühe, wie soll es der Leser verstehen? Man wird ihn wissen lassen, er versäume bei der Sache nicht viel. Der Autor sei allzuwenig dies oder allzusehr das oder nicht ausreichend jenes. Schliesslich gibt es genug, was zur Besprechung ansteht und nicht mit besonderen Schwierigkeiten belastet ist.

Sie erwarten, sagt der Kritiker, eine Zurückweisung, eine Verteidigung. Ich kann und will sie hier nicht liefern. Sie haben ehrlich gesprochen. Ehrlichkeit gegen Ehrlichkeit. Die Autoren, die Sie angeführt haben, sind bedeutende Autoren; sie sind allesamt schwierig, jeder auf seine Art. Jemand, der über Autoren denkt wie Sie über Kritiker, könnte bei einem schwierigen Gegenwartsautor meinen, er halte sich für bedeutend, weil er schwierig sei. Schlimmer noch: Er wolle den Eindruck des Bedeutenden erwecken, indem er sich schwierig gebe. Ich komme an diesem Punkt auf eine Ihrer Bemerkungen zurück. Kritiker haben sich die Mühe nicht verdriessen lassen, über *Kafka*, über *Joyce*, über *Valéry* und *Eliot* zu schreiben. Sie taten es, nach Massgabe ihrer Fähigkeiten, weil sie Bedeutendes in diesen Autoren erkennen konnten. Die Mühe muss sich lohnen, und die Frage ist, ob der schwierige Autor, an den Sie denken und den Sie als Beispiel zitieren, die Mühe lohnt.

Wir sind, sagt der Autor, bei der *Schwierigkeit* angelangt, als gäbe es zwischen Autor und Kritiker kein grösseres Thema. Ob das so ist, sei dahingestellt. Doch bleiben wir dabei. Sehn wir davon ab, den Begriff des Schwierigen in der Literatur zu klären, verschiedene Arten von Schwierigkeiten zu unterscheiden, nach ihren Gründen zu fragen usf. Aus Ihren Bemerkungen liesse sich folgern, dass Sie das Schreiben in einem schwierigen Stil allein dem Genie konzедieren. Der Nicht-Geniale schreibe einfach. Tut er es nicht, ist er ein Hochstapler. Ich unterstelle nicht, dass dies Ihre Auffassung sei. Auf die Musik übertragen, käme dabei heraus: Der strenge oder der komplizierte Satz ist Privileg des Genies, alles andere schreibe liedhaft und homophon. Wir leben, fährt der Autor fort, in einem eklektischen Zeitalter. Unser Motto lautet: *laisser-faire, anything goes*. Es sollte erlaubt sein, eine Schreibart zu wählen, die es seit Jahrhunderten gibt und die in hundertfünfzig Jahren Epoche gemacht hat, ohne dass derjenige, der sie wählt oder bisweilen Gebrauch von ihr macht, als Kuriosum erscheint.

Was ist darauf zu erwidern? fragt der Kritiker. Expecten Sie, dass ich zögere mit meiner Zustimmung? Liberalität ist ein schöner Zug. Weniger denn je empfinden sich Kritiker als Gesetzgeber und Präzeptoren. Wenn

das, was der schwierige Autor produziert, keine Schätzung findet, sind es sicher nicht die Kritiker allein, die schuld daran wären. Möglich sogar, dass einer oder der andre dem Publikum gegenüber die Sache des Autors verfehlt. Dessen Werk müsste freilich gedruckt sein, und ob es gedruckt wird, entscheidet der Lektor, nicht der Kritiker. Es ist dieser, der Lektor, der sich in den Leser versetzt und von daher seine Entscheidung trifft. Das muss er, wenn seine Stellung ihm lieb ist. Denn ein Verlag, der Ladenhüter herausbringt, erfreut sich keines langen Lebens.

Der Schriftsteller fragt sich, ob er hier abbrechen soll, an einem Punkt, wo sein Autor und sein Kritiker übereinstimmen. Er täte es damit auf gute Manier. Es grämt ihn freilich, ein Dutzend Fragen, die er an den Kritiker hat, nicht zu erörtern. Doch er weiss, dass nicht alles, was ihn interessiert, auf Interesse bei anderen stösst. Und er wünscht, als höflicher Mensch zu erscheinen, was er, wie er glaubt, sogar in seinen Werken ist, obwohl darunter auch «schwierige» sind. Anzunehmen ist freilich, dass der Leser die Höflichkeit, die der Schriftsteller ihm erweist, nicht erkennt, ja für das Gegenteil nimmt. Denn wer fühlt sich geehrt und nicht vielmehr belästigt, wenn man ihm Schwieriges zutraut?

Frauenleben, Natur und Kultur

Ein Bericht

Sachbücher zur Kulturgeschichte, zur gesellschaftlichen Stellung und zur Rolle der Frau sind aus den Verlagsprogrammen nicht mehr wegzudenken. Historische, psychologische und soziologische Untersuchungen erscheinen von Jahr zu Jahr. Was hier vorgestellt wird, ist eine zufällige Auswahl, weil es längst nicht mehr möglich ist, Überblick und Durchblick zu gewinnen. Aber man kann immerhin die Gegenwärtigkeit der Thematik begrüßen, das wache Interesse offenbar der Leserinnen und Leser und ihre Sensibilisierung für Fragen wie

die nach den aus dem historischen Bewusstsein lange Zeit ausgeklammerten Frauen im alten Griechenland oder auch nach ihrer Rolle in der «*Frühen Neuzeit*», also etwa vom ausgehenden 16. Jahrhundert bis zur Französischen Revolution. Eine etwas andere Zielsetzung hat ein Werk, das sich mit Sexualität und Gewalt, beziehungsweise mit ihrer Verkleidung in den «*Masken der Sexualität*» befasst. Die drei Beispiele sollen hier vorgestellt und zueinander in Beziehung gebracht werden. Sie sind von Frauen selbst geschrieben

worden, von akademischen Lehrerinnen an amerikanischen und an einer deutschen Universität.

«Die Töchter des Zeus»

Frauen im alten Griechenland

Auf den Historiker *Thukydides* geht der Ausspruch zurück, die beste Frau sei die, von der man am wenigsten spreche. Da wundert man sich nicht, dass in der Folge von der Unterdrückung der Frau in der Antike die Rede sein konnte, obgleich man fairerweise zugeben müsste, es sei mit dieser Aussage allenfalls ein gesellschaftlicher Comment, jedoch keineswegs oder doch nicht unbedingt die Stellung und Bedeutung der Frau in der Kultur der Antike bestimmt. 1986 veröffentlichte *Mary R. Lefkowitz*, Professorin für Geisteswissenschaften am Wellesley College (Mass.), eine Studie über die Frauen im alten Griechenland, die auf der Grundlage sorgfältiger Analysen der Mythologie und unter Beizug einer imponierenden Fülle von literarischen Quellen zu wesentlich differenzierteren Ergebnissen kommt als zu der schlichten Doktrin, die Griechen hätten das weibliche Geschlecht für minderwertig gehalten. Unter dem Titel «*Die Töchter des Zeus*» liegt das Buch jetzt auch in einer deutschen Übersetzung aus dem Amerikanischen von *Holger Fliessbach* unter Mitarbeit von *Axel Haase* vor¹. Die bedeutende amerikanische Altertumswissenschaftlerin untersucht insbesondere jene Bereiche der antiken Überlieferung, die immer wieder Anlass zu Fehldeutungen gewesen sind: Heirat und Ehe, Einfluss der Frauen auf die Politik, Martyrium und Selbstopfer, frauenfeindliche Stellen in der griechischen Literatur. In ihrer Interpretation entsteht ein wesentlich positive-

res Bild der Frau in der antiken Gesellschaft. Gegenüber der christlichen Überlieferung erscheint die Antike, gestützt auf unzählige Belege, die *Mary F. Lefkowitz* in ihrem Buch anführt, geradezu aufgeklärt, offen und jedenfalls im Blick auf Stellung und Rolle der Frau keineswegs so «patriarchalisch», wie ein verbreitetes Klischee vorgibt.

Allerdings gibt *Mary F. Lefkowitz* ohne weiteres zu, dass herausragende Erscheinungen wie *Antigone*, *Klytämnestra* oder *Artemisia* Ausnahmerscheinungen sind. Unter bestimmten und definierbaren Bedingungen seien Frauen auch in der Antike politisch aktiv geworden, hätten aber in der Regel eher über ihre Ehemänner, ihre Väter oder Söhne Einfluss ausgeübt. Die Verfasserin beruft sich dabei sowohl auf Frauen im Mythos wie auf historische Persönlichkeiten. Natürlich ist der Fundus mythologischer Gestalten eine ihrer Hauptquellen, mit Recht, weil ja besonders die Tragödiendichter sich dieser Stoffe angenommen haben und ihnen eine Deutung geben, aus der man auf die Gesellschaft der Polis schliessen darf, die das Drama im Theater verfolgte. In diesem Zusammenhang sind natürlich auch die homerischen Epen aussagekräftig. *Mary F. Lefkowitz* fragt, warum die griechischen Männer, wenn sie denn also die Frauen durch ihre Mythologie unterdrücken wollten, ausgerechnet in ihren bedeutendsten epischen Werken, der «*Ilias*» und der «*Odyssee*», vom Krieg um eine Frau erzählen.

Helena sei sowohl in Troja wie nach ihrer Rückführung nach Sparta hoch geschätzt worden, sogar von denen, die ihretwegen hätten leiden müssen. Nach zwanzig Jahren in Troja («nach denen selbst eine Zeustochter ein wenig gealtert wäre»), sei sie von ihren Schwägern *Hektor* und *Priamos* geachtet und

schliesslich von Menelaos, den sie einst verlassen hatte, nach Sparta zurückgebracht worden. Sie wird nicht nur als eine aussergewöhnlich schöne Frau geschildert, sondern als eine Frau von grosser praktischer Intelligenz.

Es gibt Bereiche der Überlieferung, die auf das Spannungsfeld zwischen weiblicher und männlicher Sexualität verweisen. Teiresias wird von *Hesiod* die Aussage zugeschrieben, die Frauen empfänden beim Geschlechtsakt neunmal soviel Lust wie die Männer. Weil er dieses Geheimnis verraten habe, sei er von Hera mit Blindheit gestraft, von Zeus aber mit der Gabe des Sehers ausgestattet worden. In der seltsamen, bruchstückhaften «*Melampodie*» des *Hesiod*, in der nur gerade zwei Zeilen auf diese Sage verweisen, bleibt manches rätselhaft und ist darum interpretierbar. Hatten die Männer Angst vor der naturhaften Macht weiblicher Sexualität? Hielten sie darum die Frauen nieder, indem sie sie kontrollierten? Es gibt auch in den Mysterien des Dionysos und vollends natürlich im Mythos von den Amazonen Elemente, die Scheu und Furcht der Männer vor dem weiblichen Geschlecht erklärbar erscheinen lassen. Wenn Mary F. Lefkowitz auf die Amazonen zu sprechen kommt, rechnet sie zuerst mit einer Hauptquelle feministischer Theorien über diesen Gegenstand ab: mit *Helen Diners* «*Mothers an Amazons: the first feminine history of culture*» (das unter dem Pseudonym «*Sir Galahad*» kursierte). Helen Diner beweise durch die Art und Weise, wie sie die antiken Geschichtsschreiber referiere, dass sie keine Vorstellung davon habe, wann diese Autoren gelebt und ob ihre Werke überhaupt erhalten oder wie sie überliefert seien. Wahrscheinlich stützte sie sich vor allem auf Bachofens «*Mutterrecht*» und tat dann so, als ob sie

die antiken Quellen selbst konsultiert habe.

Herodot, im 5. Jahrhundert v. Chr., spricht von einer Amazonengesellschaft. Da waren die Frauen wie die Männer bewaffnet, gingen in Männerkleidung auf die Jagd, und Heirat war ihnen erst erlaubt, wenn sie im Kampf einen Mann getötet hatten. Eine jüngere Quelle setzte den Tarif schon höher: Da mussten die Jungfrauen drei Männer töten, ehe sie heiraten durften. Ihnen fehlte die rechte Brust, die ihnen im Säuglingsalter von ihren Müttern entfernt worden war. Aber alle diese Angaben sind weit eher Erklärungen überlieferter Namen als historisch auch nur halbwegs verbürgte Berichte. Warum sprach man von «*Amazonen*»? Warum hiessen sie «*Sauromaten*»? Dafür gab es «volksetymologische» Erklärungen: Wenn ja «*mazos*» Brust bedeutete und «*sauros*» Eidechsen, war das der Grund, weshalb man erzählte, die Amazonen hätten ihre Kinder nicht mit Milch, sondern mit Eidechsenensaft gefüttert. Mary F. Lefkowitz ist überzeugt davon, dass die Griechen die Amazonen als negatives Bild dafür verstanden, was geschehen kann, «*wenn kriegerische Frauen die Macht haben*». Das Kapitel über sie ist ein besonders eindrückliches Beispiel für ihre skeptische und zugleich gewissenhafte Sichtung des überlieferten Textmaterials, und zugleich zeigt sie auf, wie feministische Theorien (sie nennt insbesondere *Phyllis Chesler*, «*Frauen – das verrückte Geschlecht*») ungesicherte und willkürliche Deutungen antiker Geschichtsschreiber als Legitimation ausgeben.

«*Die Töchter des Zeus*» ist ein altertumswissenschaftlich solides kleines Werk, das sich trotz seiner akribischen Konsultation der literarischen Überlieferung als spannend geschriebene Dar-

stellung erweist, deren Fazit etwa lauten könnte: Die Frauen im alten Griechenland lebten nicht in einer das weibliche Geschlecht unterdrückenden Gesellschaft. Und falls die Männer vor den Frauen Respekt, vielleicht sogar Angst hatten, galt sie nicht ihrer Sexualität, eher schon ihrer Intelligenz.

«Er ist die Sonn', sie ist der Mond»

Frauen in der Frühen Neuzeit

Eine Sozial- und Verfassungsgeschichtlerin ist dem Leben und Wirken von Frauen in der Frühen Neuzeit nachgegangen, etwa vom Humanismus bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Ihre Methode ist beeinflusst von der *«nouvelle histoire»*, ihre Quellen sind nicht die Staatsverträge und die Berichte über grosse Ereignisse der Geschichte, sondern Leichenreden, Tagebücher, Briefe, ferner Statistiken über Eheschliessungen, Kinderzahlen, Gerichtsfälle. *Heide Wunder* setzte sich zum Ziel, die wechselnden Lebenschancen der Frauen verschiedener Stände darzustellen². Aber damit verfolgt sie nicht auch die Absicht, etwa eine *«Frauengeschichte»* zu verfassen und sie der *«Männergeschichte»* entgegenzustellen. Vielmehr sollte ihre Arbeit *«Teil einer neuen allgemeinen Geschichte der Menschheit»* sein, in welcher das Wirken beider Geschlechter sichtbar wird, aber nicht im politischen Kampf, nicht in den Veränderungen, die durch Kriege und Eroberungen stattfinden. Davon ist in ihrem Buch so gut wie nicht die Rede, oder dann nur insofern, als man etwa erfährt, wie das Leben einer Offiziersfrau sich gestaltete, die ihrem Mann an die verschiedenen Einsatzorte folgte und seine einbalsamierte Leiche schliesslich, als er in Pommern gefallen war, in die Heimat in Kärnten zurückführte.

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis des reich illustrierten Buches zeigt, worum es der Verfasserin geht. Sie forscht nach Lebensgeschichten von Frauen, sie überprüft an ihnen, welche Funktionen, welcher Rang im gesellschaftlichen Gefüge den Frauen verschiedener Schichten zukamen. Klischee-Vorstellungen werden durch das differenzierte und differenzierende Bild der gesicherten Fakten ersetzt. So geht zum Beispiel aus den Dokumenten, die Heide Wunder in grosser Zahl vorführt und interpretiert, klar hervor, dass die Ehe in der Frühen Neuzeit als erste Ordnung Gottes verstanden wurde, als konstitutiv für die Gründung eines Haushalts und als Ausdruck gesellschaftlicher Mündigkeit. Hausvater und Hausmutter waren Teil der politischen Öffentlichkeit. Es waren ihnen bestimmte Aufgabenbereiche zugewiesen. Aber dass die Frau innerhalb des Hausstandes und auch im Rahmen der Gesellschaft ihre Persönlichkeit entfalten und zur Geltung bringen konnte, dafür zeugen zahlreiche Beispiele. Die Untersuchung erstreckt sich auch auf herausragende Gestalten, fürstliche Personen, die – zum Beispiel durch Witwenschaft oder aus dynastischen Gründen – die Staatsführung übernahmen, sie erstreckt sich auf die gelehrte Frau der Humanisten, auf die bürgerliche Geschäftsfrau, die oft auch einen Betrieb selbständig weiterführte, wenn ihr der Ehemann im Tode vorausgegangen und die Kinder noch nicht erwachsen waren.

Insgesamt hat die breitangelegte Untersuchung Befunde gezeitigt, die den gängigen Vorstellungen nicht oder nur teilweise entsprechen. Zwar hatten Frauen und Männer ungleiche Aufgaben in der frühneuzeitlichen Gesellschaft; aber es gab keine generelle Unterordnung aller Frauen. Die beiden,

Mann und Frau, wussten sich aufeinander angewiesen. Das «*Ehzuchtbüchlein*» von *Johann Fischart* hat ihre Beziehung in ein Bild gebannt, dem Heide Wunders Buch auch den Titel verdankt:

*Er ist die Sonn, Sie ist der Mon,
Sie ist die nacht, Er hat Tagmacht,
Was nun von der Sonnen, Am tag ist
versponnen,
Das kült die nacht, Durch des Mons
macht:
Also wird gstillt, auch was ist wild:
Sonst gern geschicht, Gleich wie man
spricht,
Zween harte stain, Maln nimmer
klain.*

Es versteht sich, dass die Untersuchung natürlich nicht dieser harmonisierenden Deutung vertraut, sondern die Problemfälle und die kritischen Fragen angeht, also zum Beispiel das Lebensalter der Frau im Vergleich zu demjenigen des Mannes, dann – ein eindrückliches und wichtiges Kapitel – die Gefahr der Schwangerschaft und Geburt und die Häufigkeit der Todesfälle im Kindbett, dazu auch die hohe Kindersterblichkeit. Von Zauberinnen und Hexen ist da ebenfalls – und hier sowohl durch Untersuchungen am Einzelfall wie durch statistische Vergleiche der Anzahl von Hinrichtungen – die Rede. Woher stammt die Furcht vor dem «*Weiberregiment*», und wie denn entwickelten sich Frauenrechte, Bürgerrechte und Menschenrechte im Zeitalter der Aufklärung und der Revolution? Das sind Themen, die durch die Frauenbewegung der neuesten Zeit aufgegriffen worden sind, polemisch, wie man nach der Lektüre von Heide Wunders Buch erkennt, indem nämlich die gesellschaftlichen Veränderungen seit dem 15. Jahrhundert durch die Feministinnen generell als Verlustgeschichte interpretiert

wurden. Die Frauen seien durch Luther domestiziert worden, man habe sie aus dem Handwerk verdrängt und als Hexen verfolgt. Alle diese pauschalen Charakterisierungen einer Epoche lassen sich im Lichte der historischen Belege nicht aufrechterhalten.

«Postfeminismus» in der Diskussion

Zu *Camille Paglia*

«*Masken der Sexualität*»

Nicht nur in Amerika scheint sie ein Skandalthema zu sein. *Camille Paglia* sei die Vordenkerin des «*Postfeminismus*», weil sie Thesen vertrete, die den Feministinnen ein Horror sein müssen. So bestreitet sie, dass mit der sozialen Konvention der Gleichberechtigung, die sie nicht etwa bekämpft, mit der Beseitigung der gesellschaftlichen Diskriminierung der Frau, an der auch ihr gelegen ist, auch die aus der Natur hervorgehende Ungleichheit der Geschlechter ausgewogen sei. Wenn sie sagt, die Natur könne nicht geändert werden, ihr seien wir ausgeliefert, auch wenn Religion und Kultur zu zähmen und zu sublimieren versuchen, was in ihrem dunklen Schoss brodet, meint sie tatsächlich, «*der ewige Kriegszustand der Geschlechter*» sei biologisch, anatomisch, hormonell und hirnpfysiologisch bedingt. Kein Wunder, dass ihr Buch von prominenten Theoretikerinnen des Feminismus geschmäht wird, – jüngst auch von *Silvia Bovenschen*, die es in der «*Zeit*» kurzerhand «*eine Gartenlaube der Lust*» nennt, eine Sumpfblüte des Kulturbetriebs eher als eine ernst zu nehmende Forschungsarbeit. Tatsächlich sind die Angriffsflächen gross, die Schwächen der Argumentation nicht zu übersehen. «*Masken der Sexualität*» möchte anhand der gesamten Kulturgeschichte nachzeichnen, dass «weib-

lich» und «männlich» so etwas wie zwei feindliche Bereiche bezeichnen, nämlich die uranfängliche, dionysisch-chaotische Natur und die apollinisch-klare Welt der Kunst³. Dabei gilt als Voraussetzung, es sei der jüdisch-christlichen Tradition nicht gelungen, die heidnische Antike wirklich aufzuheben und zu überwinden. Sie sei in der Kunst, der Erotik, der Astrologie und der Popkultur bis auf den heutigen Tag lebendig.

Über 800 grossformatige Seiten umfasst das Buch der streitbaren Professorin für Humanwissenschaften, die in Philadelphia lehrt. Der Stil ist oft aggressiv. Die Verfasserin ist weit davon entfernt, ihren Hang zur Provokation im geringsten zu bremsen. Das mag seine vorwiegend persönlichen und privaten Gründe haben und muss toleriert werden. Der sachlichen Diskussion ist es jedoch nicht förderlich; aber Auseinandersetzung verdient die gewaltige Beispielsammlung auf jeden Fall. Der Stoff, der hier ausgebreitet wird, und die engagiert vorgetragenen Belege zu den Thesen reichen von der Mythologie bis zu den amerikanischen «Dekadenten», zu *Emerson, Whitman, James* und bis zu *Emily Dickinson. Apollon und Dionysos, Rousseau versus de Sade, Goethe* und der zeitgenössische Schauerroman, *Byron, Balzac* und so herauf bis in die neueste Zeit noch manche herausragenden Beispiele aus der Literatur dienen Camille Paglia zur Stützung ihrer Positionen. Vielleicht sind diese Positionen aber am tiefsten begründet und verankert in der Kindheitserfahrung der Autorin. Ihre Grossmütter, sagt sie in einem Interview, seien phantastische Persönlichkeiten gewesen. Ihnen und ihrer Tante widmete sie ihr Buch. Fast ein Jahrzehnt lang wurde das Manuskript von verschiedenen Verlagen abgelehnt; jetzt liegt es in der dritten Auf-

lage vor und ist von der Kritik für den Staatspreis nominiert worden. Die deutsche Erstausgabe erschien zwei Jahre nach dem Original, 1992.

Camille Paglia definiert die Sexualität als eine stürmische, unkontrollierbare und dunkle Kraft. Wer dieses Reich der Nacht betritt, dem kann Schreckliches geschehen. Gewalt ist niemals auszu-schliessen, sondern der Sexualität immanent. Nicht die Frauen sind das schwache Geschlecht, sondern die Männer. Die westliche Kultur, vorwiegend von Männern geschaffen, vermochte die naturhafte Übermacht der Sexualität nicht zu zähmen. Ihre Schöpfungen sind «*Masken der Sexualität*», Rollen, hinter denen sich die ungebändigte Natur verbirgt. Darüber kann man – und soll man – streiten. Ich meine, Camille Paglias Ausgangspunkt sei überzeugender als ihre Beweisführung. Was sie über den Transvestismus des Dionysos, über die *hygra physis* bei *Plutarch* sagt, die feuchte, flüssige Natur, die sie gleichsetzt mit dem reifen weiblichen Körper, ist mehr nicht als eben eine These, die manchem einleuchten wird. Wenn sie die Mona Lisa als «*Maske der Sexualität schlechthin*» bezeichnet, werden es einige nur absurd finden, während andere die sphinxhafte, provokative Verslossenheit und Überlegenheit der Figur in Paglias Sinn zu deuten bereit sein werden. Voraussetzung für die eine oder die andere Entscheidung ist die vorgeprägte Einstellung zur Natur der Sexualität.

Das Kapitel «*Von Goethe zum Schauerroman*» ist ein Beispiel für die sprunghafte Art der Darstellung. Es geht der Autorin nicht um Interpretation, nicht um das, was Goethes Leistung als Ganzes ausmacht, sondern um Indizien und Details. Sie interessiert sich für das Motiv des Transvestismus, nicht nur in der Figur der Mignon im «*Wilhelm Mei-*

ster». In Baubo übrigens habe Goethe die «Urmutter der rituellen Exhibition» beschworen, der Gang zu den Müttern im «Faust» sei ein Abstieg in die verdrängte heidnische Natur. Was soll's? Dergleichen kann man allenfalls erwägen oder behaupten, nur müsste man's dann auch in eine Gesamtschau einfügen. Daran liegt der Autorin indessen nicht, da sie sich vorgenommen hat, die Kulturgeschichte mit Siebenmeilenstiefeln zu durchheilen. Goethe, das merkt sie im Vorbeigang zu «Werther» an, habe den Selbstmord poetisiert und erotisiert, aber Kleist sei der «perfekte Masochist», wobei wir beim Verfasser der «Penthesilea» erfahren könnten, dass «Sexualität Kreuzigung und Folter» sei. Von hier springt die Darstellung zur zeitgenössischen «Gothic Novel» in England, nach Paglia eine Reaktion auf Rousseau, in der sich die Dämonie der sexuellen Phantasie, «unbeeinträchtigt von Kultur», so richtig ausleben kann. Rousseau, natürlich, wird als Verräter am Apollinischen abgestraft.

Von ähnlicher Sprunghaftigkeit ist die Beweisführung in den Kapiteln, die sich mit der griechischen Mythologie und der klassischen Antike befassen. Was ihrer These dient, führt sie an, was sie im gleichen Zusammenhang relativieren könnte, lässt sie weg. Medea und Phädra erscheinen in ihrem «zerstörerischen Verhältnis zur männlichen Tat», aber es wird nicht, wie bei Mary F. Lefkowitz, die kritische Beurteilung von Medeas Handeln durch den Chor erwähnt, der notabene aus Frauen besteht. Es ist verständlich, dass Camille Paglias Argumentation empörte Reaktionen ausgelöst hat. «Der weibliche Körper», sagt sie, «ist eine chthonische Maschine, gleichgültig gegen den Geist, der ihn bewohnt». Camille Paglias Gang durch die Jahrhunderte westlicher Kultur, von der

heidnischen Schönheit in der griechischen Antike bis zu der amerikanischen Dekadenz, ist vermutlich wegen seiner Polemik gegen die Feministinnen, denen sie Vereinfachung des «Problems des Geschlechts» vorwirft, weil sie «es auf eine Frage von sozialen Konventionen reduzieren», zu sehr durch eine zeitbedingte Auseinandersetzung bestimmt. Dieser Gang schärft jedoch den Blick auf Grundbedingungen und Grundverhältnisse, die in der Antike, in der Frühen Neuzeit und in der aktuellen Gegenwart mächtig sind. Rousseau und der Marquis de Sade, nach Camille Paglias Meinung die Antipoden, der eine fälschlicherweise überzeugt von der gutartigen und nur durch die menschliche Gesellschaft an ihrem wohlthätigen Wirken verhinderte Natur, der andere überzeugt von ihrer Grausamkeit und zerstörerischen Gewalt, personifizieren für sie Prinzipien, die gegeneinanderstehen. Ihre Sicht ist diejenige de Sades. Sie hält Aggression für naturentsprungen und daher den Aufruf «Zurück zur Natur!» für gleichbedeutend mit der Entfesselung von Gewalt und Lust. Zivilisation und Kultur sind die Kräfte, die sich bemühen – wie sie sagt – «das Verbrechen im Zaum zu halten». Die vorausgesetzte Vergeblichkeit dieses Bemühens hindert die Verfasserin daran, die kulturellen Werke und Leistungen in ihrem ganzen Reichtum und ihrer sittigenden Wirkung zu würdigen.

Anton Krättli

¹ Mary R. Lefkowitz, Die Töchter des Zeus. Frauen im alten Griechenland. Verlag C. H. Beck, München 1992. – ² Heide Wunder, «Er ist die Sonn' sie ist der Mond». Frauen in der Frühen Neuzeit. Verlag C. H. Beck, München 1992. – ³ Camille Paglia, Die Masken der Sexualität. Byblos Verlag, Berlin 1992.

Gisbert Haefs' «Alexander»¹

nebst einigen Bemerkungen zum historischen Roman

Es ist auffällig und wohl kaum Zufall, dass auf dem Buchmarkt des vergangenen Herbstes mehrere historische Romane und Biographien unter den zahlreichen Neuerscheinungen angezeigt wurden. Das Angebot reicht von «Der Sohn des Pharaos» von Pauline Gedge, «Dominicus. Ein Roman aus dem alten Rom» von Kathleen Robinson über «Ein Mann namens Saulus» von Gerald Mes-sadié bis hin zu «Tiberius. Historischer Roman» von Volker Ebersbach und «Alexander» von Gisbert Haefs. Und selbst der Kriminalroman spürt weit in der «Geschichte» zurückliegenden Verbrechen nach. Liess einst Josephine Tey in «Alibi für einen König» (*The Daughter of Time*) den ans Krankenbett gefesselten Inspektor Grant sich des Falles Richard III. annehmen, so schickt Lindsey Davis in «Bronzeschatten» Didius Falco im alten Rom erneut auf Verbrecherjagd.

Dies ist Anlass, sich der Geschichte und der Bedingungen des historischen Romans kurz zu erinnern, zwar nicht grundlegend und erschöpfend, aber es soll doch versucht werden, in einigen Stichworten und Streiflichtern den Gegenstand zu beleuchten.

Zum historischen Roman

Im 19. Jahrhundert begünstigte vor allem die Zeit des Historismus und Klassizismus die historische Dichtung. Zwei Werke waren es besonders, die das «historische Bewusstsein» des Jahrhunderts mitprägten: Ralph Waldo Emersons «Repräsentanten des Menschenges-

schlechts» (*Representative Men*, 1850) und Thomas Carlyles «Über Helden und Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte» (1841). Von den Werken dieser beiden Autoren gingen starke Impulse aus für die Verehrung der Grossen, denen Leo von Klenze bei Regensburg in der Walhalla einen eigentlichen Ruhmestempel errichtete, womit die Heldenverehrung des 19. Jahrhunderts geradezu kultische Züge annahm. Durch Jahrzehnte blieb in der Folge Ralph Waldo Emersons Maxime «It is natural to believe in great men» unangefochten. Eine Gegenbewegung, die sich nach dem Zweiten Weltkrieg verstärkte, dürfte – nicht selten ideologisch motiviert – ihren Höhepunkt erreicht haben, als Peter Bichsel 1967 feststellte: «Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass die alten Eidgenossen idealere Gestalten waren als mein Nachbar und ich.»

Im Mai 1968, nur ein Jahr später also, geht Ernst Jünger in seinem Tagebuch auf die Problematik dieser Entmythisierung ein: «Wer an die Substanz gehen will, darf den Mythos nicht ausschliessen (...) Schon Moses hat entmythisiert. Heute kommen andere Verzerrungen hinzu: Aktualisierung, Sozialisierung, Moralisierung der Geschichte, der Abscheu vor grossen Männern, das heisst Charakteren, die durch die Psychologen kastriert werden.»

Wie Ernst Jünger an gleicher Stelle die Entwicklung des Imperium Romanum verfolgt und dabei vom «Wunder der Geschichte» spricht, hält er in seinem Tagebuch als Grundtatsache fest, «dass Geschichte nicht mehr existiert», der

Mensch unserer Zeit sei *«aus dem Rahmen der Geschichte entlassen»* – dies rund zwanzig Jahre vor Francis Fukuyamas *«End of History»*, – und er kommt zum Schluss: *«Damit verbindet sich ein neues Heimweh nach der Geschichte, eine Trauer gleich der des Achilles an der Leiche des Patroklos.»*

Im 19. Jahrhundert erlebte auch die Historiographie einen Höhepunkt; als deren glänzendste Vertreter wären im deutschen Sprachraum etwa Otfried Müller, Barthold Georg Niebuhr, Theodor Mommsen, Ernst Curtius, Leopold von Ranke, Jacob Burckhardt und Heinrich von Treitschke zu nennen.

Geschichtliche Dichtung und Geschichtsschreibung waren sich damals näher als heute. Augenfällig wird dies, wenn wir verfolgen, wie Wilhelm von Humboldt die Aufgabe des Geschichtsschreibers bestimmt: *«Die Aufgabe des Geschichtsschreibers ist die Darstellung des Geschehenen (...) Das Geschehene aber ist nur zum Teil in der Sinnenwelt sichtbar, das Übrige muss hinzu empfunden, geschlossen, errathen werden (...) Die Wahrheit alles Geschehenen beruht auf dem Hinzukommen jenes oben erwähnten, unsichtbaren Theils jeder That-sache, und diesen muss daher der Geschichtsschreiber hinzufügen. Von dieser Seite betrachtet, ist er selbstthätig, und sogar schöpferisch, zwar nicht indem er hervorbringt, was nicht vorhanden ist, aber indem er aus eigener Kraft bildet, was er, wie es wirklich ist, nicht mit blosser Empfänglichkeit wahrnehmen konnte (...).»*

In diesem Sinne stellt Herman Grimm, der Übersetzer Ralph Waldo Emersons, folgerichtig fest: *«Geschichte zu schreiben, ist eine künstlerische Thätigkeit wie Malerei, Sculptur und Poesie.»*

Denn er ist überzeugt, dass dichterische Weltbetrachtung der historischen

Wahrheit letztlich näherkomme als *«archivalische Gelehrsamkeit»*.

Ansichten, wie sie Wilhelm von Humboldt und Herman Grimm vertreten und die in ihrer Zeit keineswegs vereinzelt dastehen, waren dazu angetan, nicht nur der Geschichtsschreibung, sondern auch der Geschichtsdichtung eine eigene Dignität zu verleihen.

Fragt man nun endlich nach historischen Romanen, wird man zuerst Werke wie Walter Scotts *«Ivanhoe»*, Henryk Sienkiewiczs *«Quo vadis?»*, E. G. Bulwer-Lyttons *«Die letzten Tage von Pompeji»*, Heinrich Zschokkes *«Der Freihof von Aarau»*, Wilhelm Hauffs *«Lichtenstein»*, Viktor von Scheffels *«Ekkehard»*, Mika Waltaris *«Sinuhe, der Ägypter»* und Bruno Brehms *«Throne stürzen»* nennen und sich vielleicht auch mancher Vertreter des Professorenromans – von Felix Dahns *«Ein Kampf um Rom»* über Georg Ebers, Wilhelm Heinrich Riehl bis hin zu Umberto Ecos *«Der Name der Rose»* – erinnern.

Dann wird man auf berühmtere Namen verweisen, auf Alessandro Manzonis *«Die Verlobten»*, Leo N. Tolstois *«Krieg und Frieden»*, Gustave Flauberts *«Salambô»*, Adalbert Stifters *«Witiko»*, Theodor Fontanes *«Vor dem Sturm»*, August Strindbergs *«Historische Miniaturen»*, auf Wilhelm Raabe, Conrad Ferdinand Meyer.

Und in einem dritten Ansatz wird man sich schliesslich fragen, ob in diesem Zusammenhang nicht auch Namen wie Anatole France, Thornton Wilder, Marguerite Yourcenar, Alfred Döblin, Hermann Broch, Leo Perutz, Wolf von Niebelschütz, Bertolt Brecht und Thomas Mann genannt werden müssten.

Die Frage, warum der Dichter historische Stoffe wählt, ist ebenso wie die Frage, wie diese zu behandeln seien, recht unterschiedlich beantwortet wor-

den. Neben dem Interesse an der Historie selbst ist wohl die Vorliebe des Dichters und Biographen für grosse interessante Gestalten ein Grund. Nach *Helfrich Peter Sturz* (Schriften, 1779) macht gerade dies die Schriften *Plutarchs* lesenswert.

«Plutarch hat darum so herrliche Biographien geschrieben, weil er keine halb grosse Menschen wählte, wie es in ruhigen Staaten Tausende gibt, sondern grosse Tugendhafte und erhabene Verbrecher.»

Dazu tritt im 19. Jahrhundert die Überzeugung vom Vorbildcharakter des Genies für die Geschichte der Menschheit, von der Bedeutung des Idealen und Heroischen, der Hang zur Mythisierung, der Versuch, Mythos und Wirklichkeit eins werden zu lassen.

Einen weiteren Grund für die Wahl historischer Stoffe nennt schliesslich *Franz Grillparzer*: *«Der Dichter wählt historische Stoffe, weil er darin den Keim zu seinen eigenen Entwicklungen findet, vor allem aber um seinen Ereignissen und Personen eine Konsistenz, einen Schwerpunkt der Realität zu geben, damit auch der Anteil aus dem Reich des Traumes in das der Wirklichkeit übergehe. Wer würde auch einen erdichteten Eroberer ertragen können, der ein erdichtetes Land mit erdichteten Helden-taten eroberte. Namentlich was über das gewöhnlich Glaubliche hinausgeht, muss einen solchen Anhaltspunkt haben, wenn es nicht lächerlich werden soll. Alexander der Grosse oder Napoleon als erdichtete Personen würden der Spott aller Vernünftigen sein.»*

So wie die Tragödie nach *G. E. Lessing* *«keine dialogierte Geschichte»*, ist der historische Roman keine Abfolge historischer Genrestücke, kein blosses Den-Fakten-Entlangschreiben. Dies sucht *Adalbert Stifter*, dessen *«Witiko»*

von *Helmut Heissenbüttel* als *«die verschiedenste historische Erzählung in deutscher Sprache»* bezeichnet worden ist, seinem Verleger in einem Brief (8. September 1848) darzulegen, indem er ihm den Unterschied von fiktivem und «historischem» Erzählen und die grossen Anforderungen, welche die Arbeit an einem historischen Roman stellt, auseinandersetzt.

«Ich habe das Gerippe von sechs Bänden zusammen getragen, nämlich zwei Romane. Alle Szenerie und Handlung ist geordnet, der Organismus ist gegliedert, und es fehlt nur die Textierung, die hier das unendlich leichtere ist, als bei der Phantasieerzählung, weil hier das Wesentlichste und Schwierigste die Herausfindung des Körpers des Mittelalters ist, der aber, wenn er einmal gefunden ist, sofort für sich selber dasteht, und keines Kleides mehr bedarf, da er's schon anhat. Wenn Sie wüssten, welche Arbeit es ist, aus den alten Urkunden und Dokumenten den Körper des Mittelalters zu konstruieren, und ihm das poetisch historische Materiale unterzubereiten (...), so würden Sie meinem Fleiss gewiss Gerechtigkeit widerfahren lassen (...).»

Gisbert Haefs,

«Hannibal. Der Roman Karthagos»

Als 1989 *«Hannibal»* von *Gisbert Haefs* erschien, wurde der Roman nur von wenigen Kritikern beachtet, fand bei diesen aber nachhaltige Zustimmung. Enthusiastischer war die Aufnahme bei den Lesern: Der Roman liegt heute in der dritten Auflage und in mehreren Übersetzungen vor. In seinem Werk *«Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen»* hat *Theodor Lessing* festgestellt, wir seien es gewohnt, die Geschichte mit den Augen der überleben-

den Sieger zu betrachten, und besäßen keine Geschichte der untergegangenen Völker, und er stellt die Frage: *«Wie würde Geschichte Roms und des römischen Reiches vom punischen Standpunkt aus zu schreiben sein?»*

Und dies ist nun genau das Kunststück, das Gisbert Haefs gelingt. Er schreibt die Geschichte der punischen Kriege und der Stadt Karthago nicht aus römischer, sondern aus karthagischer Sicht, genauer, er lässt diese durch den hellenischen Kaufmann Antigonos, einen in Karthago ansässigen Metöken, bald distanziert, bald fasziniert, erzählen. Hannibal als zentrale Figur in einem historischen Roman – das ist eine glückliche Wahl. Helden und Sieger im Sinne des 19. Jahrhunderts sind unserem Zeitalter fragwürdig geworden. Hannibal ist zwar auch ein Held – aber gleichzeitig ein Verlierer, und der Leser schlägt sich gerne auf seine Seite.

Alexander. Der Roman der Einigung Griechenlands

Im Herbst 1992 nun legt Gisbert Haefs den ersten Teil seines Alexanderromans vor. Die Gestalt Alexanders ist eine Figur, von der grosse Faszination ausgeht. Das zeigt schon der sogenannte antike Alexanderroman, der in über dreissig Sprachen übersetzt wurde und in rund zweihundert Fassungen vorliegt. Im Mittelalter, als *Alberic de Besançon* und der Pfaffe *Lamprecht* sich anschickten, den Stoff erneut zu gestalten, war der antike Roman über ganz Europa verbreitet. Der neue Roman von Gisbert Haefs belegt nun, dass die Faszinationskraft, die von Alexander ausgeht, bis heute nicht erloschen ist. Schon Walter Scott hat über die Bedingungen, denen der historische Roman zu gehor-

chen hat, nachgedacht, und *E. G. Bulwer-Lytton*, der selbst mehrere historische Romane verfasste, bezeichnet dessen Äusserungen als *«den wahren Kanon der Grundsätze, nach welchem jede Dichtung über die Vergangenheit beurteilt werden sollte»*. Ein Grundsatz Walter Scotts lautet: *«Um irgendwie Teilnahme zu erregen, muss der gewählte Gegenstand in die Sitten und die Sprache der Zeit, worin wir leben, übersetzt werden (...)»*

Dies ist ein Problem, mit dem sich auch Gisbert Haefs auseinandersetzt. Zu Beginn seines Romans lässt er den jungen Makedonen Peukestas, der Aristoteles aufsucht, um einem Testament des Feldherrn nachzuspüren, sich mit dem greisen Philosophen auf dem Sterbelager darüber unterhalten, wie *«das Leben des Königs»* zu erzählen sei. *«Dann werden wir auch von Männern reden müssen, über die wenig bekannt ist. Wir werden Mutmassungen darüber anstellen müssen, wie bestimmte Dinge gewesen sein könnten, damit wir andere Vorgänge erklären können (...) Vielleicht solltest du, statt trockene Wahrheiten zu schreiben, die Geschichte auf erfundene und wirkliche Charaktere aufteilen und sie reden und handeln lassen. Es wäre eine kunstfertige Form der Lüge. Aber vielleicht ist für diese Belange eine ordentlich gearbeitete Lüge die einzig mögliche Wahrheit.»*

Peukestas unterstellt Aristoteles, dass er ihm nicht von den Dingen berichte, sondern *«seine Ansicht der Dinge»* vortrage, worauf ihn der Philosoph belehrt: *«Du hast deine Sicht der Dinge mitgebracht. Ich muss dir meine Sicht der Dinge geben (...) Wenn ich dir meine Sicht sage und dich zum Widerspruch bringe, wirst du vielleicht zwei Schritte gehen und am Ende nicht deine und nicht*

meine, sondern die Wahrheit der Dinge finden.»

Auch fordert er Vertrauen: *«Du wirst mir vertrauen müssen – wie einem Dichter, der Wirklichkeit entstellt, aber ein Kunstwerk liefert, das eine neue Wirklichkeit und in sich richtig ist (...).»* Die Bedenken des jungen Makedonen sind im Grunde die Vorbehalte des Zeitgenossen gegenüber dem Anspruch von absoluter historischer Wahrheit.

Das überaus Erfrischende an Gisbert Haefs historischem Roman ist es, dass ihm diese «Übersetzung», von der Scott spricht, in der Konzeption des ganzen Romans wie auch in Einzelheiten voll auf gelingt. Wenn Aristoteles, Platon und Sokrates einander gegenübergestellt, beziehungsweise gegeneinander ausgespielt werden, so ist dies nicht nur amüsant, es geschieht auch auf geistreiche Weise. Unbeschwert auch der Umgang mit Zitaten und Anspielungen: Dymas singt in der Schänke *«ein einfaches Lied, das er oft gehört hatte»*. Und wie der Leser dem Sänger lauscht, will auch ihm scheinen, die Verse oft gehört zu haben, und unversehens wird er gewahr, dass es solche aus dem *«Lied der Parzen»* sind; andere wiederum scheinen an solche aus der Anthologia Graeca anzuklingen.

Umsichtig und souverän ist des Autors Umgang mit der Historie, die Verarbeitung der geschichtlichen Fakten sowie die Organisation und Formung des Stoffs zum Roman. Nur wenige Figuren sind erfunden: Dymas, der Musiker, Tekhnef, seine Geliebte, Peukestas, der den sterbenden Aristoteles aufsucht, Kleonike, die Handelsherrin aus Ägypten. Bagoas (der Heile) ist aus mehreren Personen der Alexandertexte zusammengesetzt, der Kaufherr Hamilkar wird zum Leiter des karthagischen Geheimdienstes.

Die Ausführungen über die Mysterien stellen nach des Autors eigenen Worten den *«unzulässigen Versuch»* dar, *«eine Unschärfe-Relation des Mysterienkomplexes zu erstellen»*, jene über die Musik der Antike, von der wir sehr wenig wissen, und die Entwicklung der Musikinstrumente erscheinen als wahrscheinlich. All dies sind somit Ergebnisse überzeugender, *«sehr einleuchtender Wahrscheinlichkeitsberechnungen»*.

Die Folterung von Arrhabaios und Heromenes – der Attentäter, denen Philipp zum Opfer fiel –, der Alexander seine Freunde Aristoteles und Demaratos beiwohnen lässt, gerät zu einer Schlüsselszene. Indem Aristoteles Peukestas davon berichtet, sucht er ihm die *«Grundlagen der Staatskunst»*, das *«Wesen der Macht»* deutlich zu machen. *«Wer die Macht hat, wer sie behalten und sichern will, ganz gleich, ob aus Eigennutz oder zugunsten des Volks, muss diese Dinge tun (...) Deshalb bin ich nicht zurückgeschreckt, damals in Aigai. Ich habe es nicht gemocht (...) Ich habe es widerwärtig gefunden; und notwendig.»* Eine Episode, der historische «Konsistenz» keineswegs mangelt. Ihre Schatten verfinstern die Antike gleichermassen wie die Gegenwart.

Der Alexanderroman von Gisbert Haefs ist handwerklich sauber und kunstfertig gearbeitet, sprachlich gekonnt, phantasievoll, spannend und unterhaltend. Die Klage, deutsche Bücher fänden im Ausland kaum mehr Leser und die deutschsprachigen Leser würden sich – übersättigt von *«gedankenschweren Nabelschauen»* und langweiligen Experimenten – ausländischen Erzeugnissen zuwenden (*Der Spiegel*, Nr. 12/1992), ist gewiss berechtigt, aber nur zu gut verständlich. Gisbert Haefs historischer Roman jedoch befriedigt den Wunsch des Lesers nach gut erzähl-

ten, handfesten Geschichten, die ihn in Spannung versetzen und unterhalten, und vielleicht stillt er auch das *«neue Heimweh nach der Geschichte»*.

«Aristoteles lächelte. *«Das Amulett und Bagoas? Ah, Freund, das ist eine andere Geschichte.»*» Mit diesen Worten endet der erste Teil des Alexanderromans. Auf diese *«andere Geschichte»*, den zweiten Teil des Romans, darf der

Leser gespannt sein. – Dass man die Fortsetzung eines Romans mit Spannung hat erwarten dürfen, das ist in der deutschen Literatur seit langem nicht mehr der Fall gewesen.

René Strasser

¹ Gisbert Haefs, Alexander. Der Roman der Einigung Griechenlands. *«Hellas»*. Haffmanns Verlag, Zürich 1992.

«Die Wohnung hatte Fenster auf allen Seiten»

Zu Tsushima Yûko, *«Lichtkreise»*¹

«Es war, als ob ich etwas Zerbrechliches, Unförmiges, Durchsichtiges vor Augen hätte, das, anstatt in sich zusammenzufallen, Wurzeln zu schlagen, ja sogar Blüten zu treiben versuchte. Nur ich vermochte es zu sehen. Mein Herz hing bereits zu sehr an diesem mir unlängst anvertrauten Zerbrechlichen, als dass ich mich noch mit Fujino als Mann und Frau hätte treffen können, als ob nichts geschehen wäre.»

Die Frau, die Ich-Erzählerin, lebt seit einem Monat getrennt von Fujino, ihrem Gatten. Fujino hat nach kurzer Zeit die Ehe als belastend für seine freiberufliche Tätigkeit empfunden und Frau und Kind verlassen. Die Frau wagt es, ihre noch nicht dreijährige Tochter allein zu erziehen und nicht, wie es früher die Regel war, ins Elternhaus zurückzukehren.

Zerbrechlich und unförmig erscheint ihr das zukünftige Leben, doch paradoxerweise auch durchsichtig. Unklar und klar zugleich. Die Praxis, die tagtägliche Bemeisterung des Lebens verlangt

einen nüchternen Sinn. Die Frau mietet eine Wohnung. Als Bibliothekarin arbeitet sie in einer Radiostation; die Kleine ist tagsüber im Hort. Die während den Studien- und Ehejahren gewachsenen Freundschaften zerfallen, neue aufzubauen, ist schwierig. Die Beziehungen zur alten Mutter sind distanziert. Die Frau will unabhängig sein. – Ein Lebensbild, das sich, von aussen gesehen, kaum von ähnlichen Frauenschicksalen in den modernen Zivilisationen unterscheidet. Ein Zeitporträt also?

Das Buch *«Lichtkreise»* kann, dank der realistischen Schilderung einzelner Situationen, dank genauester Ortsbeschreibungen als Chronik der siebziger Jahre in Japan gelesen werden. Doch Tsushima Yûkos eigentliches Thema ist die Zerbrechlichkeit. Selbst kleine Störungen des normalen Tagesablaufes hinterlassen Bruchstellen. Bedrohlicher jedoch ist die Labilität, das Rätsel des individuellen Innenlebens. Die Ich-Figur erkundet ihre Gefühle mit der gleichen Objektivität, mit der sie über

das tatsächliche Geschehen berichtet. Erinnerstes, Geträumtes, Phantasie- und Wahnvorstellungen umspielen, sekundieren die banalen Fakten. Innere und äussere Bildwahrnehmung fliessen ineinander.

«*Lichtkreise*» beginnt mit dem simplen Satz: «*Die Wohnung hatte Fenster auf allen Seiten.*» Zu jeder Tageszeit seien die Räume von Licht durchflutet und der rote Küchenboden steigere noch den Eindruck von Wärme des neuen Heims, heisst es, und dann die Bemerkung der Frau, sie sei glücklich, dass es ihr gelungen sei, ihrer Tochter durch dieses helle Licht über die Ortsveränderung hinwegzuhelfen. Die Erzählung schliesst mit einem überhasteten, sachlich unmotivierten Umzug in eine düstere, billige Wohnung, wo das grösste Zimmer mit grünem Kunststoff verschalt und daher auch tagsüber elektrisches Licht nötig ist. Wollte man aus dieser Gegenüberstellung auf die Resignation der Protagonistin schliessen, täuscht man sich; denn ihr Leben, ein dichtes Gewebe aus Traum und Wirklichkeit, verläuft in einem unablässigen Phasenwechsel von Emotionen. Mit «*Lichtkreis*» ist das erste Kapitel, mit «*Lichtpartikel*» das letzte überschrieben. Wenn wir alle zwölf Kapitel überblicken, vermögen wir kaum eine kausal begründete Handlungs- oder Entwicklungstendenz zu erkennen.

«*Ich befand mich in einem Zustand völliger Orientierungslosigkeit*», gesteht die Frau. Sie hat das Gefühl, sie sässe in einem Gefäss von der Form eines Silbersterns, das sich zu drehen beginne und ihren Körper platt drücke. Oder in einem Traum wählt sie sich austauschbare Partner und empfindet ein «*funkelelndes Lustgefühl*» dabei. Tag- und Nachtträume überlagern sich, ja die Nacht erscheint erlebnisreicher als der

Tag. Im wachen Zustand sucht und findet die Frau Räume, in denen sie sich gleichsam vom Boden abheben kann. Im Appartementshaus gibt es ein leeres, aus unerklärlichen Gründen unvermietetes Zimmer. Dorthin zieht sie sich zurück, fasziniert von den «*tanzenden, fahlen Lichtstrahlen*». Hin und wieder besucht sie mit der Tochter den grossen Park, «*Bois de Boulogne*» nennt sie ihn. – Schmale Zelkoven stehen da, von ihren hohen Wipfeln aus könnte man direkt ins lichte Firmament gelangen. –

Nicht allein die Traumwelt und die geistigen Eskapaden bewirken die Desorientierung, mehr noch ist's das triebhafte, unkontrollierte Handeln, das alle vernünftigen Pläne noch und noch durchkreuzt. Zwar sind die Ehebande durchschnitten, doch sie verstören, gleich Phantomschmerzen, das Innenleben. Das Kind ist den widersprüchlichen Empfindungen und Launen der Mutter ausgesetzt. Es reagiert darauf mit unruhigem Schlaf und später mit Tobsuchtsanfällen. Die Mutter fühlt sich schuldig. Sie betrinkt sich; im Traum sieht sie den Leichnam ihres Kindes. In solchen Szenen manifestiert sich das Amorphe, das Chaos. Mit der dunklen Seite des Lebens korrespondiert in geheimnisvoller Weise die helle. «*Lichtkreise*» offenbaren Transparentes. Ein nächtliches Schauspiel wird zum Sinnbild: Mutter und Tochter werden von Detonationen aus dem Schlaf gerissen, sie steigen auf den Dachgarten. Explosionen, infolge von Selbstentzündung in einer chemischen Fabrik, hinterlassen faszinierende Laufspuren im weiten Firmament. «*Das blitzende Licht breitete sich, einem Lebewesen gleich, am Himmel aus.*» (...) «*Auf dem Hintergrund des nächtlichen Himmels, der wie beim Abendrot in ein fahles Rot getaucht war,*

floss der Strom der Sterne funkelnd dahin.»

Lichterscheinungen, da raketengleich, dort ein mildes Licht, dann eine in die Ferne lockende Helligkeit: Sinnliche Wahrnehmungen werden zu Visionen; diese strukturieren den ganzen Text. «Nur ich vermochte das Zerbrechliche und das Durchsichtige zu sehen», sagt die Ich-Figur. Wie stark die Figur von autobiographischen Zügen geprägt ist, müsste anhand des Lebenslaufes der Autorin aufgedeckt werden. Dazu einige Notizen: Tsushima Yûko wird 1947 als drittes Kind des bekannten Schriftstellers Dazai Osamu geboren. Wegen einer Liebesaffäre wählt der Vater 1948 den Freitod. Die Familie lebt von da an zurückgezogen von der Gesellschaft;

1960 stirbt der geistig behinderte Bruder. Nach dem Anglistikstudium heiratet Tsushima Yûko 1970; sechs Jahre danach kommt es zur Scheidung; sie erzieht ihre zwei Kinder allein. – Ihr erster Erzählband erscheint 1976; weitere Veröffentlichungen folgen, ebenfalls Literaturpreise.

Diese wenigen Angaben steigern wohl das Interesse an der Lektüre; die Qualität des Buches aber liegt in der kunstvollen Kombination von Faktizität und Fiktion.

Elise Guignard

¹ Tsushima Yûko: Lichtkreise. Aus dem Japanischen von Heinrich Reinfried. Zürcher Reihe Japanische Literatur, hrsg. E. Klopfenstein. Theseus-Verlag, Zürich / München 1991.

Marksteine eines Unterganges

Der Kollaps des Kommunismus als «oral history»

Wo dem Historiker schriftliche Quellen nicht in genügendem Ausmass zur Verfügung stehen, kommen heute immer öfter die Methoden der «oral history» zum Einsatz. Eine solche ausgewählte Sammlung von Interviews legt Michael Charlton vor, der sich mit seinen Dokumentarserien bei der britischen BBC einen Namen gemacht, die jeweils der Erforschung eines zeitgeschichtlichen Themas gewidmet waren. Im Winter 1990/91 sendete das dritte Radioprogramm der BBC Charltons Gespräche mit ehemaligen Politbüromitgliedern, Geheimdienstoffizieren, Kardinälen, Theologen, Philosophen und Historikern. Die Absicht war, durch die Befra-

gung von ausgesuchten Interviewpartnern die Hintergründe von Niedergang und Fall der kommunistischen Herrschaftssysteme zu beleuchten. Seine Gesprächspartner waren dabei oft nicht nur prominente Akteure der allerersten Garnitur, sondern ebenso oft Berater, Gehilfen und Ideenlieferanten mit Zugang zum innersten Kreis der Mächtigen sowie die einstigen Opponenten der verschwundenen Regime.

Diese Interviews Charltons sind nun in Buchform erschienen¹. Im Titel klingt eine ironische Referenz auf Edmund Wilsons «To the Finland Station» an, in dem die Ankunft Lenins auf dem Petersburger Bahnhof zum entscheidenden

Wendepunkt der Geschichte stilisiert wird. Charlton gliedert seine Gespräche um fünf markante Themenkomplexe: an den Anfang setzt er die sogenannte «*Geheimrede*» Chruschtschows im Jahre 1956; weitere «*landmarks*» sind die fort-dauernde Prägungskraft des nationalen Elementes in Osteuropa, die Resistenz von religiösen Orientierungen, die Sprengkraft der ungelösten deutschen Frage und schliesslich der Zusammenbruch der ideologischen Sprachregelung, die dazu führte, dass zwischen Sprache und Realität in Osteuropa keinerlei sinnvoller Bezug mehr bestehen konnte. Charlton zeigt sich als kenntnisreicher, kritischer und scharfsinniger Fragesteller, der sich nicht mit vordergründigen Erklärungsversuchen zufrieden gibt. Zudem verfügt er über einen sicheren Sinn für die historische Anekdote, wo diese die Zusammenhänge auf den Punkt zu bringen vermag. Die Interviewtexte werden dann mit eigenen Erläuterungen und Reminiszenzen verbunden. Radikale Neuinterpretationen findet der Leser hier keine, wohl aber eine sorgfältige Nachprüfung eingeschliffener Vorstellungen und Meinungen. Da und dort setzt Charlton eigenwillige Akzente (zum Beispiel über die Rolle der Kirchen), welche die Debatte anregen.

Über die «*Geheimrede*» Chruschtschows am KPdSU-Parteitag im Februar 1956 und die begrenzte «*Entstalinisierung*», die ihr folgte, ist schon viel Tinte vergossen worden. Charlton vermag aber in seinen Gesprächen mit Alexej Adschubei (dem Schwiegersohn Chruschtschows), Sergo Mikoyan (dem Sohn des damaligen Politbüromitglieds Anastas Mikoyan) und zwei prominenten sowjetischen Historikern dennoch zusätzliche Aspekte freizulegen. Chruschtschows Rede war bekanntlich

nicht eine Verurteilung Stalins für die Morde an Millionen «gewöhnlicher» Menschen, sondern eine Verdammung Stalins für die Verbrechen an den Mitgliedern der Partei. Trotzdem kristallisiert sich in diesen Gesprächen die Einsicht heraus, dass mit dem Eingeständnis von Chruschtschow im Februar 1956 ein Rubikon überschritten worden war. Ein tschechoslowakischer Exkommunist stellt dies hier so dar: Es war der Moment, wo auch die linientreuen Parteikader zum erstenmal die Augen nicht vor der Tatsache verschliessen konnten, dass es zwischen der Realität und den sie erklärenden ideologischen Konzepten einen unüberwindlichen Graben gab.

Einer der offensichtlichsten Belege für das Scheitern der marxistisch-leninistischen Ideologie ist die ungebrochene Virulenz der *Nationalitätenfrage* im gesamten Bereich des ehemaligen sowjetischen Imperiums; eine Feststellung, die spätestens seit der jugoslawischen Tragödie keiner weiteren Erläuterung mehr bedarf. Andras Hegedüs, bis zum Herbst 1956 ungarischer Ministerpräsident, illustriert in seinem Interview mit Charlton diesen Sachverhalt mit einer bezeichnenden Anekdote. Als der Aufstand in Ungarn ausgebrochen war, wies Hegedüs sein Innenministerium an, herauszufinden, was für Leute da auf den Strassen Budapests auf ihn und seine Genossen zu schiessen begannen. Dies in der ideologisch vorgeprägten Erwartung, es könne sich dabei nur um Angehörige des früheren Bürgertums und somit um «*Provokateure*» und Saboteure des «*Klassenfeindes*» handeln. Aus den entsprechenden Berichten des Geheimdienstes ging aber eindeutig hervor, dass die Aufständischen sich aus allen möglichen Bevölkerungsschichten zusammensetzten. Kurz: Was sich hier abspielte, war tatsächlich nichts anderes als ein

«*Volksaufstand*» gegen eine herrschende Klasse, die von der Bevölkerung als Agenten einer ausländischen Macht gesehen wurden. Gerade bei der Nationalitätenfrage, dies belegen die Aussagen vor allem der polnischen Exfunktionäre in diesem Buch, konnte nur eine Repression von stalinistischer Härte die Widerstände unterdrücken. *Milovan Djilas* betont zudem noch einen spezifisch jugoslawischen Aspekt: Er bezeichnet die Desintegration Jugoslawiens als ein Resultat des Streites der Parteioligarchien der einzelnen Republiken. *Djilas* weiter: «*Der Kommunismus hat es den Nationen nicht erlaubt, sich in demokratischen Strukturen zu entwickeln. Als Konsequenz davon haben wir es jetzt mit einer spontanen Explosion der unterdrückten nationalen Gefühle zu tun, die deswegen auch einen ausgesprochen chauvinistischen und extremistischen Charakter annehmen.*»

«Wie viele Divisionen hat der Papst?»

Stalins ironische Frage dürfte heute einen anderen Klang haben als in den späten dreissiger Jahren. Namentlich die kürzlichen Enthüllungen über die Zusammenarbeit der vatikanischen Diplomatie unter dem polnischen Pontifex mit der amerikanischen Regierung in den Jahren nach der Verhängung des Kriegsrechts in Polen, haben hier das ihre dazu beigetragen. Die Interviews in diesem Kapitel dürften für viele Leser die meisten Überraschungsmomente bereithalten. *Charlton* spürt in Gesprächen mit Vertretern der Kurie zunächst den prekären Anfängen der *vatikanischen Ostpolitik* nach. Traf doch die Teilung Europas nach 1945 die katholische Kirche in einem ihrer *Kerngebiete*, denn ein beträchtlicher Teil der Katholiken

Europas lebte nun jenseits des Eisernen Vorhangs. Ein «*Grand design*» war dazu auch in Rom nicht vorhanden, wie der vatikanische «Aussenminister» *Casaroli* hier darlegt. Praktische Erwägungen bestimmten vor allem in den frühen Jahren die Bemühungen der Kirche (die damals intern oft zu heftigen Kontroversen führten). Auf die Frage *Charltons*, ob die Kirche dann von der Geschwindigkeit des Wandels in den osteuropäischen Ländern Ende der achtziger Jahre ebenfalls überrascht worden sei, antwortet der Wiener Kardinal König: «*Es war für mich wie für jedermann sonst eine grosse Überraschung. Ich erwartete, dass die Parteiführer, die Militärs und die Geheimpolizei einschreiten würden. Die grosse Überraschung war, dass es keinerlei Widerstand mehr gab, das System der Parteiherrschaft zerfiel, die Geheimpolizei verschwand und die Militärs untätig blieben. Es war eine Art Wunder*» – ein Wunder allerdings nicht im theologischen Sinne, wie König sich beeilt hinzuzufügen. Er selber hatte es als einer der ersten Kirchenvertreter gewagt, Anfang der sechziger Jahre nach Ungarn und Jugoslawien zu reisen, um die unterbrochenen Kontakte wieder anzuknüpfen. Für viele eher unerwartet kam den Kirchen, und zwar diesmal speziell den protestantischen, auch bei der Auflösung der DDR eine besondere Rolle zu. *Charlton* hat von dieser Einsicht ausgehend in seinem Deutschland-Kapitel vor allem deutschen Kirchenmännern seine Fragen gestellt, die in ihrer überwiegenden Mehrheit einen ganz anderen Weg wählten («*Kirche im Sozialismus*») als die polnischen Katholiken. Ihr Ziel war es meist, dem Regime humanitäre Konzessionen abzurufen. Der Gedanke, es zu stürzen, wagte man hingegen bis in den Herbst 1989 hinein nicht einmal zu denken. Es gibt in diesem Zu-

sammenhang die verbreitete Ansicht, dass es in der DDR bis zuletzt noch verhältnismässig viele Ideologiegläubige gegeben hat; dass man es demzufolge in Ostdeutschland nicht einfach wie anderswo mit der rituellen Referenz an die herrschenden Glaubenssätze bewenden liess. Diese These findet in den Gesprächen Charltons mit seinen ostdeutschen Interviewpartnern einige Bestätigung. Was nun, nach dem Epochenbruch von 1989/90 bleibt, ist aus diesem Grund – mehr als anderswo – eine ausgesprochene geistige Leere. Ein weiteres kommt hinzu: Vor einem halben Jahrhundert bezeichneten sich noch 85 Prozent der Ostdeutschen als Protestanten. Heute sind es weniger als ein Drittel: Das ausserordentliche Ausmass der Säkularisierung lässt sich daraus erahnen. Der Berliner Bischof Kruse berichtet von einem ehemaligen Stasi-Offizier, der zu ihm kam und ihn um Hilfe bat, seinen Glauben wiederzufinden. In seiner Jugend noch konfirmiert, hatte er sich dann der marxistischen Ideologie zugewandt und sein Leben völlig diesem Zweck verschrieben. Nun, so Kruse, sei er völlig orientierungslos und auf der Suche nach den verschütteten christlichen Wurzeln.

Bedeutung der Sprache

Der polnische Philosoph *Leszek Kolakowski* weist im Gespräch mit Charlton auf die besondere Bedeutung der Sprache im Realsozialismus hin: «*Der wichtigste Faktor beim Niedergang des Kommunismus war nicht ökonomischer Natur, sondern es war die ideologische Zersetzung. Es gibt keinen Grund, weshalb dieses System trotz aller ökonomischen Ineffizienz, Unfähigkeit und des daraus resultierenden menschlichen*

Elends nicht unbeschränkt hätte dauern können. Das System wurde durch eine ganz spezielle ideologische Sprache aufrechterhalten, die zumindest von einem Teil der Bevölkerung ernstgenommen worden ist, den Parteimitgliedern oder Parteiaktivisten. Diese Tatsache war von entscheidender Wichtigkeit für das Überleben des Systems». Die Lüge, so Kolakowski weiter, sei zwar ein universelles Phänomen: Die Menschen hätten immer schon Lügen erzählt. Neu im Totalitarismus war hingegen, dass die Sprache als solche verzerrt worden war. Die Lügenhaftigkeit wurde dadurch in die Sprache selbst eingebaut und auch diejenigen, welche die herrschende Ideologie und ihre Worthülsen innerlich ablehnten, eigneten sich unwillkürlich Elemente dieser Sprache und ihrer Aussagen an, die mit ihrer Alltagserfahrung zum Teil in diametralem Widerspruch standen. In der Tschechoslowakei konnte man allerdings schon in den langen Breschnew-Jahren eine signifikante Veränderung wahrnehmen: eine *schizophrene Grundhaltung* begann sich auszubreiten. Genau hier, so meint Kolakowski, sei dann ein entscheidender Punkt überschritten worden: Denn von dem Zeitpunkt an, wo der Glaube an die Ideologie selbst bei den Angehörigen der Nomenklatura zu erlöschen begann, hatte das System seine Widerstandsfähigkeit eingebüsst, weil die künstliche Sprache nun fehlte, mit der man im Bewusstsein eine zweite Realität hatte aufbauen könne. Ein Offizier des Staatssicherheitsdienstes machte in den frühen achtziger Jahren *Miroslav Kusy* (1968 noch Chefideologe in der Slowakei) diesen Zusammenhang auf unübertroffen deutliche Weise klar: «*Wir sind nicht interessiert daran, was sie denken. Wir bestehen nur darauf, dass sie diese Gedanken nicht in der Öffentlich-*

keit äussern. *Behalten sie ihre Meinungen für sich – so wie wir und alle anderen Leute dies tun.*» Derartige Aussagen machen unter anderem auch nachvollziehbar, warum viele ehemalige Angehörige der Nomenklatura dann als «Wendehälse» den Übergang nach 1989 erstaunlich gut bewerkstelligen konnten.

Verwüstung im Bewusstsein

Die Berichterstattung aus Osteuropa wird gegenwärtig von *düsteren Farben* beherrscht; selbst aus den «neuen Bundesländern» Deutschlands mit ihren vergleichsweise beneidenswerten Bedingungen häufen sich die wirtschaftlichen und politischen Hiobsbotschaften. Charlton konzentriert sich in seinen Gesprächen nicht nur auf Vergangenheitsbewältigung und Vergangenheitsklärung, es geht im Schlusskapitel auch um den Versuch, über die *Zukunft Osteuropas* zu fundierten Aussagen zu kommen. Der Leser findet dabei wenig, das ihn zu einer etwas optimistischeren

Sicht der Dinge veranlassen könnte. Petr Pinhart, der erste tschechische Ministerpräsident nach der «*Samtrevolution*», gibt sich im Gespräch mit Charlton über die Zukunftsperspektiven sehr *pessimistisch*. Die von der herrschenden Ideologie angerichtete mentale Verwüstung im Bewusstsein der Menschen, so Pinhart, liesse sich noch immer kaum in ihren wahren Ausmassen abschätzen. «*Die Menschen haben ihre Identität verloren und glauben, sie könnten sie dadurch wiedergewinnen, indem sie der Welt erzählen, wer sie sind und was ihnen in den letzten vierzig Jahren widerfahren ist. Sie sind alle besessen von dieser Frage der Identität. Es ist ein Reflex der Selbstverteidigung. Sie wollen sprechen, aber nicht zuhören. Unglücklicherweise ist das Ergebnis davon, dass es keine Kommunikation gibt.*»

Beat Bumbacher

¹ Michael Charlton, *Footsteps from the Finland Station. Landmarks in the Collapse of Communism*, London 1992, The Claridge Press.

Entwicklungsperspektiven osteuropäischer Demokratien

*Mutmassungen aus einem sozialwissenschaftlichen Forschungslabor*¹

«*Savoir pour prévoir – prévoir pour prévenir.*» Wer die Literatur über sozio-ökonomische und -politische Entwicklungstendenzen in Osteuropa in den frühen achtziger Jahren zu überblicken versucht, gelangt nicht umhin zum Schluss, dass die Sozialwissenschaften den ersten Teil dieses Mottos nicht ein-

zulösen vermochten. Nur vereinzelte, oftmals belächelte Randfiguren im Wissenschaftsbetrieb getrauten sich offen einen plötzlichen Niedergang der kommunistischen Parteiregimes zu prophezeien.

Entsprechend gross waren dann auch das Erstaunen und die Ratlosigkeit

selbst ausgewiesener Experten, als der Ostblock Ende der achtziger Jahre von einer mächtigen liberalen Bewegung «*Wir sind das Volk*» erschüttert wurde. In der Tat hatte man sich in der Nachkriegszeit schon fast daran gewöhnt, in periodischen Abständen auf geringfügig zu- und abnehmende Spannungen im Ost-West-Verhältnis und chronische gesellschaftliche Strukturprobleme, nicht aber auf das baldige Ende der Regimes hingewiesen zu werden.

Zumindest seit der zweiten russischen Revolution und dem Fall der Berliner Mauer 1989 sind diese Hinweise genauso wie die Frage nach einem möglichen Zusammenbruch der Regimes obsolet. Interessanter und auch praxisrelevanter ist nunmehr die Frage nach dem Potential der neuen Regimes, die politische Stabilität in der Phase des Übergangs von der Parteidiktatur zur Demokratie westlicher Prägung trotz schwelender sozioökonomischer Rigiditäten zu bewahren.

Wissen nutzbar machen, um die wirtschaftliche und soziale Zukunft Osteuropas zu prognostizieren – und damit letztlich eine Grundlage zu bieten für die Verhinderung eines frühen Todes der jungen demokratischen Marktwirtschaft, war mitunter auch das Ziel einer Tagung am Wissenschaftszentrum in Berlin im Dezember 1990. Um möglichst empirisch fundierte Entwicklungsszenarien auszuloten, bediente sich eine Gruppe west- und osteuropäischer Politik- und Wirtschaftswissenschaftler des Instrumentariums der Computersimulation.

Wolf-Dieter Eberwein, der sich u. a. durch die Mitarbeit am GLOBUS-Modell (Generating Longterm Operations by Using Simulation) in Berlin profiliert hat und zwischen 1990 und 1991 eine Gastprofessur am Institut für Interna-

tionale Studien in Genf innehatte, legt nun eine Sammlung von neuen überarbeiteten Tagungsbeiträgen vor, die sich als lobenswerte Ergänzung zur täglichen Medienberichterstattung anbieten. Nach einem einleitenden Überblick des Herausgebers über die Vorzüge und Probleme von sozialwissenschaftlichen Simulationsmodellen beschäftigen sich vier Beiträge mit Regimewechseln im allgemeinen sowie mit kurzfristigen sozialen Kosten des Zusammenbruchs der kommunistischen Regimes im besonderen und Problemen der Modellierung von sozialen Prozessen in Osteuropa. Im zweiten Teil des Buchs folgen die Ergebnisse von Simulationen der sozioökonomischen und -politischen Entwicklungsprozesse während der neunziger Jahre in den neuen deutschen Bundesländern, Polen und verschiedenen Weltregionen.

Eberwein und Groenen verweisen in ihrem ersten Beitrag zunächst auf die sozialwissenschaftliche Tradition der Frage nach den strukturellen Ursachen von Regimewechseln. So zeigt eine komparative Analyse von über 400 Regimewechseln in der Zeitspanne 1816–1980, dass die Übergangsphase zu meist von einer Welle der zwischenstaatlichen und in geringem Ausmass auch der innerstaatlichen Konfliktivität begleitet wird. Im weiteren spricht ein Ost-West-Vergleich für die Annahme, dass die Demokratisierung in Osteuropa massgeblich durch die ungünstige sozioökonomische Entwicklung seit den siebziger Jahren vorangetrieben wurde. Zwei Besonderheiten kennzeichnen die osteuropäischen Regimewechsel: Im Unterschied zu Lateinamerika wurde der Massenprotest in der Regel – eine Ausnahme bildet Polen – zum einen nicht durch reformistische Kräfte innerhalb der politischen Elite initiiert; zum

ändern fallen die Regimewechsel im Osten durch eine vergleichsweise geringe Gewalttätigkeit auf.

Genbergs Beitrag widmet sich der Frage nach den sozialen Kosten des Übergangs von der Plan- zur Marktwirtschaft. Dabei gelangt er zum Schluss, dass es illusorisch sei, die Anpassungsschwierigkeiten in Abrede stellen zu wollen. Jellema diskutiert im Anschluss daran die Vor- und Nachteile verschiedener Simulationsmodelle, welche die angesprochenen destabilisierenden Konsequenzen der Privatisierung und freien Preisbildung beschreiben.

Jede Simulation steht und fällt mit der Qualität der zugrundeliegenden Daten. Von daher liegt es nahe, dass sich ein weiterer Beitrag mit dem Vorwurf auseinandersetzt, die statistische Basis in den osteuropäischen Ländern reiche nicht für eine seriöse Modellierung aus. Mihalys Überblick über statistische Handbücher, die periodisch von Regierungen und internationalen Organisationen herausgegeben werden, spricht in der Tat für einen vorsichtigen Umgang mit Prognosen auf der Basis von osteuropäischen Daten. Immerhin räumt er aber doch ein, dass sich genügend «gute» Daten finden lassen, um ansprechende Modelle zu generieren.

Zweifellos der Kernbeitrag des Sammelbands stammt von einer Forschergruppe der Erasmus Universität in Rotterdam (Cohen, van Tongeren, Boehle), die auf der Grundlage des GLOBUS-Modells die wirtschaftliche Entwicklung in den Jahren 1995 und 2000 in Polen, der Tschechoslowakei, dem Territorium der neuen deutschen Bundesländer einerseits sowie vier Staatengruppen (sieben westliche Industrienationen, vier östliche Nationen, neun Staaten der Dritten Welt, fünf erdölexportierende Länder) andererseits prognostiziert.

Dabei zeigen die Modellschätzungen, dass die Regimewechsel kurzfristig – bedingt durch die akute Schwächung des Aussenhandels – zu Wachstumseinbrüchen, langfristig aber doch zu einem wirtschaftlichen Aufschwung führen werden.

Jenes Bild, das im Einklang mit den meisten Kommentaren für eine mehr oder weniger lange Durststrecke für die jungen Demokratien spricht, wird sowohl durch zwei Fallstudien zur Entwicklung in den ostdeutschen Bundesländern als auch durch eine Modellierung der Situation in Polen unterstrichen.

Groenen und Eberwein gelangen in ihrem zweiten Beitrag zum Schluss, dass sich das Ungleichgewicht zwischen den alten und neuen Bundesländern verschärft und sich bis ins Jahr 2005 in einem markanten Legitimitätsverlust, gemessen an politischen Protest- und Gewaltereignissen, äussern wird. Stärker auf die wirtschaftliche Entwicklung fokussiert sind die Ergebnisse von Biebler, Fleissner und Ludwig. Ihre Prognosen dokumentieren einen kurzfristigen Wirtschaftseinbruch in den alten Bundesländern, der in erster Linie die mangelnde Investitionsbereitschaft spiegelt. Im Unterschied zur Rotterdamer Forschungsgruppe, die keine Aussagen zum Trend zwischen 1990 und 1995 macht, nehmen alle Szenarien an, dass bereits 1992 der Tiefpunkt der Entwicklung, gemessen am Wirtschaftswachstum und der Arbeitslosigkeit erreicht worden ist. Eine diametral entgegengesetzte Prognose verzeichnen die Ergebnisse von Welfe für Polen. Demzufolge werden die Wachstumsrate, Beschäftigungs- und Lohnniveaus nach einem steilen Anstieg nach 1990 ihren Höhepunkt im Jahre 1992 erreichen und dann wieder leicht sinken.

Obwohl die empirischen Beiträge in der Datierung der Ab- und Aufschwungphasen je nach Land variieren, stimmen sie doch darin überein, dass die unmittelbare Übergangsphase von beträchtlichen sozialen Rigiditäten begleitet wird. Auch wenn keiner der Autoren einen Rückfall in eine kommunistische oder gar nationalistisch-autoritäre Planwirtschaft prognostiziert, mahnen die kurzfristigen Entwicklungsaussichten die westeuropäischen Regierungen, den Transformationsprozess nicht passiv zu observieren, sondern tatkräftig zu unterstützen. Dabei darf sich die Hilfe aber nicht auf finanzielle Zuwendungen beschränken. Die bedrohlich aufflammenden ethnischen Konflikte, denen in den Beiträgen leider nur ein geringes Gewicht eingeräumt wird, lassen sich nicht mit Wirtschaftshilfe allein eindämmen. Mindestens so wichtig ist die Hilfe beim Aufbau *demokratischer Konfliktregelungsmodelle*, die ethnischen, religiösen und sozialen Minderheiten einerseits von der Willkür des Staats schützen und andererseits den Ansprüchen der Bürger auf Berücksichtigung ihrer wirtschaftlichen Interessen Rechnung tragen.

Trotz der ausgeprägten Fokussierung auf wirtschaftspolitische Prozesse, die historisch und soziologisch geschulte Leser und Leserinnen zwangsläufig als Einseitigkeit empfinden müssen, bietet die Beitragssammlung alles in allem doch eine fruchtbare, statistisch fundierte Basis für die Beurteilung massenmedial verbreiteter Spekulationen über die nahe und ferne Zukunft der osteuropäischen Demokratien. Dabei warnen die Ergebnisse, die sozialen und politischen Kosten der wirtschaftlichen Liberalisierung zu unterschätzen. Allen voran die Opfer der Deregulierung werden sich nicht noch einmal jahrzehntelang mit der Aussicht auf eine langfri-

stige individuelle Wohlstandsmehrung zufriedenstellen lassen.

Im Hinblick auf eine Fortsetzung der Arbeit mit Simulationsmodellen bleibt zu hoffen, dass in einer nächsten Reihe von Versuchen, die möglichen Entwicklungspfade zu modellieren, weitere osteuropäische Staaten mitberücksichtigt werden und vor allem auch verstärkt dem europäischen Integrationsprozess Rechnung getragen wird. Immerhin ist doch zu vermuten, dass die bisherigen Prognosen je nach Ausmass der letztlich erzielten wirtschaftlichen oder gar politischen Integration massiv zu modifizieren sind.

Michael Nollert

¹ Wolf-Dieter Eberwein (Hg.): Transformation Processes in Eastern Europe. Perspectives from the Modelling Laboratory. Empirische und methodologische Beiträge zur Sozialwissenschaft, Vol. 10. Peter Lang, Frankfurt am Main 1992.

UNSERE "FEU" jetzt auch im 5er Etui erhältlich!



Cigarrenfabrik A. Wuhmann & Cie. AG, 4310 Rheinfelden
Tel. 061/831 54 33 - Fax 061/831 24 54

Hinweise

«Kulinarische Welten»

Irrtum, hier wird kein Kochbuch vorgestellt. Eher schon das Buch des Meisterphotographen *Bob Carlos Clarke* über das Wirken eines jungen Kochs, der das Zeug zum Meister seines Fachs besitzt, und ganz ohne Zweifel ein mit Pfiff und Geschmack gestaltetes Werk, für dessen Layout *Clive Hayball* und *David Rowley* zeichnen; denn das Original erschien 1990 bei Pyramid Books in London. Die deutsche Ausgabe betreute der *Hugendubel Verlag, München* (Übersetzung: *Claudia Stendel-King*). Der angehende Meisterkoch aber, dessen Selbstkommentare von erfrischender Offenheit sind, ist *Marco Pierre White*, noch nicht dreissig Jahre alt, der sein erstes Restaurant, «Harvey's», mit fünf- und zwanzig eröffnete und heute von sich sagt, er habe sich als Koch noch nicht ganz gefunden und das könne man an seinen Gerichten ablesen. «Ich fange an zu blühen», sagt er im gleichen Atemzug, und wenn man die Farbbilder seiner kulinarischen Kreationen sieht, ahnt man auch, wie das zu verstehen ist. Er arbeitet intuitiv, er ist ein Erfinder, und vor allem ist er besessen von seinem künstlerischen Handwerk, auf optische Reize seiner Kreationen nicht weniger bedacht als auf ihre geschmackliche Finesse. Kein Wunder, dass er – als jüngster Koch überhaupt – mit zwei Michelin-Sternen ausgezeichnet wurde und die Restaurantkritiker und kulinarischen Führer Londons ihn mit höchstem Lob bedenken. Natürlich enthält das Buch auch die Rezepte zu den abgebildeten Gerichten. Aber «Nachmachen» dürfte schwierig sein. Die Reportage aus Marco Pierre Whites Küche hingegen,

die Marco am Werk zeigt, seine Gesellen und Gehilfen, ihre Besessenheit im Umgang mit den guten Dingen dieser Erde, vermittelt einen Begriff davon, wie faszinierend Kochen sein kann.

Briefwechsel

Thomas Mann – Agnes E. Meyer

Der umfangreichste Briefwechsel Thomas Manns ist der mit Agnes E. Meyer, einer Amerikanerin deutscher Abstammung, der er für seine Etablierung in den Vereinigten Staaten viel zu verdanken hat, die ihn bewunderte und für ihn Verdienstmöglichkeiten und einflussreiche Gönner beschaffte. Ob der Briefwechsel so bedeutend sei, wie der Herausgeber *Hans Rudolf Vaget* ihn sieht, ist natürlich eine Ermessensfrage. Er schickt seiner Edition eine siebzigseitige Einleitung voraus, in der er sein Urteil kenntnisreich begründet. Der kommentierende Anhang und das Register umfassen 350, der Briefwechsel selbst, teils deutsch, teils englisch geführt, über 700 Seiten. Agnes Meyers Ehemann, der Bankier und Finanzpolitiker Eugene Meyer, kaufte und leitete unter anderem die «Washington Post», wobei ihn seine Frau tatkräftig unterstützte und als Journalistin auf die Gestaltung des Blattes grossen Einfluss hatte. 1937 interviewte Agnes Meyer Thomas Mann in Amerika, und von da an datiert die Korrespondenz, die Hans Rudolf Vaget, der am Smith College, Northampton, Mass., Deutsche Literatur und Komparatistik lehrt, nun herausgegeben hat (*S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1992*).